

Jahrestagung des deutschen PEN
7.-10. Mai 2015 in Magdeburg/Elbe

Rede von Susanne Fritz
am 8. Mai 2015 in der Johanniskirche

8. Mai 1945. Heute vor siebzig Jahren steht meine Mutter im Gefängnishof in Wronke, heute die größte Vollzugsanstalt Polens.

Meine Mutter ist vierzehn. Und weint.

Am 21. Januar waren sie in Schwersenz bei Posen aufgebrochen, am 1. Februar wird ihr Flüchtlingstreck zwanzig Kilometer nordöstlich von Frankfurt/Oder überrollt. Meine Mutter wird von der GPU, der russischen Geheimpolizei, verhaftet und verschleppt, schließlich dem polnischen Sicherheitsdienst übergeben.

8. Mai. Deutschland kapituliert. Hitlers Ende lässt sie aber nicht aufatmen, der Sieg über Deutschland scheint *ihr* Schicksal vielmehr zu besiegeln: An diesem Tag wird sie zur Verliererin, zur Gefangenen auf unbestimmte Zeit in den Händen der Sieger. Wer würde ihr jetzt beistehen, sie schützen, sie hier rausholen, befreien?

Viermal würde sie Weihnachten und viermal ihren Geburtstag in Gefangenschaft feiern, mit achtzehn entlassen werden. In Freiheit ankommen – würde sie nie.

Sie wollte nicht, dass ich darüber schreibe. Sie wollte überhaupt nicht, dass ich schreibe. Mit jedem Wort, das ich

über sie verliere, mit jedem Wort, das unser Haus verlässt, aus dem schützenden Familienkreis nach draußen, in die Öffentlichkeit gelangt, verletzte ich ein für sie lebenswichtiges Tabu.

Als mein erstes Buch erschien, wollte sie sich das Leben nehmen. Ich bin mir bewusst, dass das übertrieben und hysterisch, ungeheuerlich klingt. Und dennoch ist es wahr. Meine Mutter drohte mit Selbstmord, sollte ich mein Buch nicht zurücknehmen. Sie sagte: *Ich habe dein Buch gelesen. Jetzt bin ich krank. Du musst mich wieder gesund machen. Das Buch muss weg. Ich oder das Buch.*

Was stand denn so Unerträgliches für sie drin, werden Sie fragen. Ich weiß es nicht. Sie kam darin nicht vor, nicht direkt, auch in keiner entblößenden, entstellenden Weise, *dachte* ich. Aber als hochempfindliche Leserin las sie zwischen den Zeilen, so wie sie auch ihre Geschichte zwischen den Zeilen erzählte.

Ich oder das Buch, sagte sie immer wieder. Kann sich die Angst vor dem Wort und seiner Wirkung, vor einem Dambruch nach innen und außen, vor Gesichtsverlust und Strafe, Beschämung und Entwürdigung, drastischer ausdrücken? Zusammen mit meinem Text war sie selbst unfreiwillig und ungefragt ans Licht der Öffentlichkeit

geraten. Fremden Blicken, fremdem Urteil, fremder Willkür ausgesetzt. Wie damals.

Mutter. Sprache. Als ihr Kind war ich eingeweiht in ihre Welt, in ihren Körper. Die Wörter trugen den Klang ihrer Stimme, atmeten ihren Atem, sangen ihre Melodie.

Doch wie kann ich erzählen, ohne ihre Erfahrung mit zu erzählen, ging ihre Welt doch meiner Welt voraus, schreibe ich doch in meiner *Muttersprache*, also in ihrer? Sobald ich von mir spreche, spreche ich nicht unvermeidlich auch von ihr? Ihr Verbot zu beherzigen hieße, auch mich selbst aus meiner Erzählung zu verbannen.

Meine Mutter ist vor vier Jahren verstorben und könnte sich nicht mehr gegen meine Bücher wehren. Bin ich jetzt frei? Sind meine Worte frei? Bin ich Charlie?

Worte sind magisch.

Meine Worte konnten sie nicht befreien, ihr die Angst nicht nehmen.

Macht und Ohnmacht. Im Schreiben liegen sie dicht beieinander, sie sind eins.

Danke für meine Zuwahl in den PEN.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit.